

BEATE MAXIAN
Tod hinter dem Stephansdom



Buch

Die junge Journalistin Sarah Pauli hat es geschafft: Ihre Kolumne über Aberglauben beim *Wiener Boten* hat eine treue Leserschaft. Dass ihren Lesern manchmal die Fantasie durchgeht, ist für Sarah nichts Neues, daher nimmt sie es auch nicht besonders ernst, als eine aufgebrachte Anruferin behauptet, die »schwarze Frau« ginge um: Angeblich hat die sagenumwobene Todesbotin am Cobenzl das Bildnis einer schwarzen Madonna abgelegt und in der Blutgasse hinter dem Stephansdom ein Haus verlassen. Sarah hält die Frau zuerst für eine abergläubische Spinnerin, beginnt ihre Einschätzung jedoch zu hinterfragen, als am nächsten Tag der gewaltsame Tod eines angesehenen Unternehmers wie eine Bombe in die Wiener Medienlandschaft einschlägt. Denn die Leiche wurde in dem Haus gefunden, vor dem die Anruferin die schwarze Frau gesehen hatte ...

Weitere Informationen zu Beate Maxian
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Beate Maxian

Tod hinter dem
Stephansdom

Der dritte Fall für Sarah Pauli

Ein Wien-Krimi

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und

Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Originalausgabe Juni 2013

Copyright © 2013 by Beate Maxian

Copyright © dieser Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Getty Images/Ming Thein/mingthein.com;

FinePic, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Redaktion: Karin Ballauff

KS · Herstellung: Str.

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47901-6

www.goldmann-verlag.de

Seit ich ihn gesehen,
Glaub ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh ich ihn allein;

Adelbert von Chamisso

Freitag, 19. Oktober

1

DIE KÜNSTLERIN

Sie führte ihn zum Bett.

Sein Blick glitt gierig über ihren nackten Körper, während sie die Hand- und Fußfesseln zuschnappen ließ. Mit wenigen Handgriffen zurrte sie die Lederbänder an einer Leiste am Bettrand fest.

»Gleich«, flüsterte sie ihm ins Ohr. In Gedanken beschimpfte sie ihn als alten geilten Bock. Sie griff nach dem Seidenschal, der neben dem Polster lag, und verband ihm die Augen.

»Jetzt«, fuhr sie flüsternd fort. Sanft berührte sie sein steifes Glied, zog die Vorhaut zurück und trug das weiße Pulver auf die Eichel auf. Dann stülpte sie das Kondom darüber.

»Spürst du's?« Sie setzte sich rittlings auf ihn.

Er seufzte zufrieden.

Sie stöhnte, um ihn glauben zu lassen, dass sie es genoss, auch wenn das Gegenteil der Fall war. Es dauerte eine Weile, bis eine zuckende Welle seinen Körper durchlief und sein lustvoller Schrei die Wohnung erfüllte.

Schließlich tat sie, wozu sie gekommen war.

Sie sah ihn sterben.

Es geschah lautlos.

Er krampfte nicht vor Schmerzen, brüllte nicht in Todesangst.

Er bewegte nur leicht den Kopf. Hin und her.

Es verlief unmerklich. Unspektakulär. Simpel. Es funktionierte besser als sie dachte. Das Messer in der Tasche kam nicht zum Einsatz. Das Resultat ihres ersten Werkes konnte sich sehen lassen.

Die Bestie ist tot.

Die Botschaft war zugleich Titel.

Zufrieden blickte sie auf ihr lebloses Kunstwerk, betrachtete es als kraftvolles Instrument der Aussage. Differenziert interpretiert war es nichts anderes als eine grausame Offenlegung. Das trostlose Ergebnis eines aussichtslosen Kampfes. Jede Künstlerin – und als solche bezeichnete sie sich – hatte eine Art Handschrift, eine Diktion, eine Mitteilung.

Visuelle Kommunikation.

Die Kunstbände in ihrem Bücherregal, in denen Epochen und Stile, die Dynamik, die Bewegung und die Perspektive der Kunst erklärt wurden, nahmen mehrere Fächer in Anspruch.

Sie ging einen Schritt zurück, legte ihren Kopf schräg und begutachtete ihr Werk. Der tote Mann, der vor ihr lag, hatte etwas Ästhetisches.

Jahrelang hatte sie damit zugebracht, Kunstwerke verstehen zu lernen. Die Technik, das Thema, den kulturellen und historischen Kontext.

Sie begann, ihr Kunstwerk zu beschreiben.

Eine Kreatur. Sie lag auf dem Rücken, unübersehbar das nach links gekippte kümmerliche Geschlecht, die Beinmuskulatur, der Bauchansatz. Die Beine gestreckt, weit auseinandergestellt, wie mit dem Lineal gezogen. Selbst ein Laie konnte die Unnatürlichkeit dieser Stellung deutlich erkennen. Die Haltung sollte aggressives

Selbstbewusstsein bekunden. Im Augenblick erzwangen die Fesseln die Pose. Die Körperbehaarung war natürlich ergraut. Die Arme über den Kopf nach oben gedehnt, leicht angewinkelt.

Lässig. Maskulin. Ein echter Kerl.

Das Ausdrucksmittel.

Der Mann.

Opfer seiner Begierden.

Die Farben waren perfekt aufeinander abgestimmt. Blasser Körper auf hellgrüner Unterlage. Sie hatte Talent, Dinge anzuordnen. Der Lichteinfall störte. Eine abscheuliche Deckenleuchte strahlte von oben auf den Toten herab. Sie drehte die Tischlampen auf den Nachttischen an und schaltete die Leuchte an der Decke ab. So war es schon besser.

Sie fand, dass das Bild einem impressionistischen Gemälde glich.

Es zeigte das Wesentliche: die Farbe, die Form, den Tod.

Minutenlang ruhte ihr Blick auf dem reglosen menschlichen Körper.

Dass die Polizei das Meisterwerk hinter der Fassade des Todes erkannte, bezweifelte sie. Zumal sie das Gesamtbild in dieser Anordnung nun zerstören musste.

Wie lange würde er in diesem Bett liegen? Einen Tag? Eine Woche? Einen Monat? Wie mochte er aussehen, wenn die Leichenflüssigkeit austrat, sich in die Matratze fraß und den Gestank der Verwesung durchs Haus trug. Fadenwürmer und Fliegen anlockte. Ob zu dieser Jahreszeit Insekten kamen? Legten die dicken Fleischfliegen im Herbst Eier auf toten Körpern ab?

Egal. Dieser Drecksack würde ohnehin bald nicht

mehr schön anzusehen sein. Spätestens wenn rötlich-violette Leichenflecken den Rücken bedeckten, die Leichenstarre einsetzte und der Körper sich zu zersetzen begann.

In den letzten Tagen war es deutlich kälter geworden, die Tagestemperatur auf unter fünf Grad gesunken. Das würde den natürlichen Prozess des Verfalls verzögern, ihn jedoch nicht aufhalten.

Sie drehte die Ventile der Heizung höher.

Sollte sie ihn fotografieren?

Sie fingerte ihr Handy aus der Handtasche, hielt jedoch dann inne und steckte es wieder ein. Wie konnte sie nur so leichtsinnig sein?

Sein Sakko hing über der Stuhllehne. Sie griff in die Innentasche, zog sein iPhone heraus, positionierte es, drückte ab und ließ es in ihrer Handtasche verschwinden. Sie würde das Bild zur Erinnerung behalten oder benutzen. Das würde sie später noch entscheiden.

Sie warf einen letzten Blick auf ihr Kunstwerk. Die Nacht mit ihm, wenn sie ihn nicht getötet hätte, wäre nicht berauschend geworden, da war sie sicher. Aber darum war es ohnehin nicht gegangen.

Der Kerl gehörte in die Kategorie *unbedeutend*. So oder so.

Auch wenn das zu diesem Zeitpunkt außer ihr niemand realisierte. Sie würde dafür sorgen, dass alle erfuhren, was für ein Dreckschwein er war.

Die Tasche mit den Utensilien stand neben der Tür. Sie kramte Latexhandschuhe und einen großen Müllsack daraus hervor. Dann ging sie zurück zum Bett.

»Damit hast du nicht gerechnet, dass du heute Nacht sterben wirst, was?«, sagte sie zynisch. Trotz der Hand-

schuhe griff sie mit spitzen Fingern nach dem schlaffen Penis und zog das Kondom ab. Gleichmäßig verwischte sie den Samen über dem Schambereich. Das Latex ließ sie im Müllsack verschwinden.

»Du hättest mit mir reden müssen«, erklärte sie dem Toten, während sie die Hand- und Fußfesseln löste. »Einfach reden.«

Sie rollte ihn zur Seite und zog das Laken von der Matratze. Er kippte nach vorne. Verdammt. Jetzt lag er auf dem Bauch. Sie hoffte, die Samenspuren nicht vernichtet zu haben. Sie hätte das Kondom lieber später entfernen sollen. Jetzt war es passiert.

»Eine Erklärung. Verstehst du? Vielleicht hätte ich es ja verstanden.«

Sie überlegte kurz und schüttelte dann den Kopf. Sie verabscheute ihn.

»Nein. Ich hätte es nicht verstanden.«

Sie drehte ihn wieder auf den Rücken.

»Denkt man in deinem Alter eigentlich manchmal an den Tod? Vielleicht hast du dir sogar gewünscht, so zu sterben ... einmal noch abspritzen und dann den Löffel für immer abgeben? Zugetraut hätte ich's dir.«

Zügig stopfte sie die Bettwäsche und die Fesseln in den Müllsack. Danach begann sie, jenen Teil der Wohnung, den sie betreten hatte, mit scharfen Putzmitteln zu bearbeiten.

Während sie die Leiche mit einem Putztuch abrieb, sumnte sie eine bestimmte Melodie. Den Genitalbereich sparte sie aus. Die verbliebenen Spuren sollten erhalten bleiben.

Sie arbeitete über eine Stunde konzentriert. Gewissenhaft saugte sie mit einem Handstaubsauger das Bett

ab, säuberte Gegenstände, wischte die Böden in Flur und Schlafzimmer, desinfizierte die Räume. Am Ende ließ sie die Weinflasche und die Gläser verschwinden. Dann durchsuchte sie die Taschen ihres Opfers, seine Geldbörse und alles andere, worin er ein Foto von ihr versteckt haben konnte. Obwohl sie nicht wirklich annahm, dass er das Bild einer unwichtigen Affäre bei sich tragen würde. Schon gar nicht, wenn es sich, wie in ihrem Fall, um das erste intime Treffen handelte. Woher sollte er auch ein Foto von ihr haben?

Sein Auto fiel ihr ein. Es parkte in der Wollzeile. Das hatte er beiläufig erwähnt. Kurz bevor sie sich vor ihm auszog und er sich gierig über ihren Körper hermachte. Ob sie im Auto nachsehen sollte? Sie verwarf den Gedanken. Mit Bestimmtheit hatte er darin nichts deponiert, das ihr Zusammentreffen verriet. Außerdem hatte sie niemals in seinem Wagen gesessen. Sie machte sich viel zu viele Gedanken.

Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte, sah sie sich noch prüfend um. Sie durfte nichts übersehen oder vergessen.

In der Wohnung roch es jetzt nach Chlor und Zitrone. Sie sehnte sich nach ihrer eigenen Wohnung. Einer heißen Dusche, um endlich seinen Schweiß von ihrem Körper waschen zu können. Und sie sehnte sich nach ihrem Bett. Nach einem letzten Blick auf sein Bett drehte sie alle Schlafzimmerlampen ab und zog lautlos die Tür hinter sich zu. So als hätte sie nicht soeben einen Mord begangen, sondern ein Kind ins Bett gebracht.

Im Flur zog sie ihren Mantel an und stülpte die Kapuze über ihren Kopf. Dann verschwand sie wie ein Geist durch das Haustor in die Dunkelheit.

2

MARIO KAISER

Seit zehn Uhr abends hatte das *Privat* geöffnet. Eine Stunde vor Mitternacht betrat Mario Kaiser das überfüllte Lokal durch die Hintertür. Freitagnacht war immer viel los. Kurt, der Türsteher, nickte ihm nur zu, und schon leuchtete die rote Glühbirne neben dem Eingang auf: das Zeichen, dass jemand Einlass begehrte. Kurt warf einen Kontrollblick durch den Spion, bevor er galant die Tür aufhielt. Ein teuer gekleidetes Pärchen betrat die Bar. Das *Privat* wurde als Club geführt und in erster Linie von Stammgästen frequentiert. Die meisten von ihnen scharten sich um die Theke, die den vorderen Raum dominierte. Das Licht war gedimmt, im hinteren verwinkelten Bereich nahezu nicht vorhanden. Leute, die einander im *Privat* trafen, schätzten die abgedunkelte Atmosphäre in vielerlei Hinsicht. Es gab einem die Gewissheit, den Abend ungestört verbringen zu können.

Es gehörte durchaus zu Mario Kaisers Angewohnheiten, nach den Angestellten im *Privat* zu erscheinen. Er hasste leere Bars. Sie stanken nach kaltem Rauch, Schweiß und abgestandenen Getränken. Diesen Gestank ertrug er nicht mehr.

Mario Kaiser war 54 Jahre alt und fast vier Jahrzehnte im Gastgewerbe tätig. Mit 15 hatte er in einem Top-Restaurant am Arlberg seine Ausbildung begonnen. Er

war damals ehrgeizig, optimistisch und charmant gewesen und hatte die Lehrabschlussprüfung mit Auszeichnung bestanden. Dann folgten einige Wanderjahre auf Schiffen, in Urlaubsclubs, Restaurants und Gasthöfen, bevor er sich in Wien niederließ und sein eigenes Lokal eröffnete. Das war vor 20 Jahren.

Das *Privat* lag nahe der Hofburg in der Innenstadt und hatte sich relativ schnell zu einem exklusiven Treffpunkt entwickelt. Zu den Stammgästen zählten Politiker, Unternehmer, Künstler, Schauspieler und andere Prominenz. Kaisers gute und diskrete Betreuung sprach sich in der Szene schnell herum. Was im *Privat* passierte oder besprochen wurde, blieb im *Privat*. Keine Fotos. Keine Medien. Keine Werbung.

Erst wenn die ersten Nachtschwärmer kamen, veränderte sich der Geruch. Dann roch es vermehrt nach teuren Parfums und Geld. Diese Atmosphäre mochte Mario Kaiser. Mit einem Mineralwasser in der Hand und einem breiten Lächeln begrüßte ihn Jenny, die eigentlich Jennifer hieß.

»Für dich hat vorhin jemand angerufen. Eine Frau.«

Das letzte Wort betonte die Barkeeperin übertrieben. Sie arbeitete seit Jahren für ihn, war eine ausgezeichnete Kellnerin und eine echte Schönheit: groß, gertenschlank, langes hellbraunes Haar, strahlend blaue Augen. Genau sein Typ. Aber das überging Mario Kaiser. Seine Angestellten waren für ihn tabu. Denn die Devise »Fick sie und lass sie«, nach der er lebte, war schlecht fürs Arbeitsklima. Und Jenny war seine beste Kraft nicht nur hinter der Bar, weshalb er ihr immer öfter die Leitung des Lokals überließ. Sie war Mitte zwanzig, den Gästen gegenüber stets freundlich, flirtete hie und

da, hielt jedoch immer die nötige Distanz. Insgeheim hatte er sogar schon einmal daran gedacht, ihr das *Privat* zu verkaufen. Jedoch kam er sich bei dem Gedanken albern vor. In Pension zu gehen passte nicht in sein Lebenskonzept.

Im *Privat* arbeiteten insgesamt drei Angestellte: außer Jenny noch der Türsteher Kurt und Anna im Service. Mehr Personal brauchte er nicht.

Mario Kaiser nippte an dem Glas Wasser. Alkohol trank er nie. Das benebelte nur die Sinne, und auf die wollte er sich während der Arbeit verlassen können.

»Wer hat angerufen?«

»Sie hat ihren Namen nicht nennen wollen, wollte nur wissen, ob du da bist.«

»Und?«

Jenny sah ihn herausfordernd an. »Na, was glaubst, was ich der erzählt hab'?«

»War ja nur eine Frage.«

»Ich hab' ihr natürlich gesagt, dass du erst gegen elf Uhr kommst, wie immer.«

Wie immer.

Seine Stammgäste wussten, dass man ihn nie vor elf im *Privat* antraf. Auch rief selten jemand im Lokal an. Der Festnetzanschluss war für Notfälle gedacht, für kurzfristige Warnungen. Seine Klientel randalierte nicht, sie focht ihre Kämpfe, wenn man sie so nennen wollte, auf einem anderen Parkett aus. Freunde riefen Mario Kaiser ausschließlich auf dem Handy an.

»Hast was am Laufen?« Jenny grinste.

Mario Kaiser schüttelte den Kopf. »Hat sie gesagt, was sie will?«

»Nein. Sie hat nur nach dir gefragt. Und als ich ihr ge-

sagt hab', dass du noch nicht da bist, hat sie gemeint, dass sie später wieder anruft.«

»Mit der Lieferung alles okay?«, wechselte er das Thema.

Jenny stellte Schalen mit gesalzenen Erdnüssen auf die Bar. Von dem Zeug bekamen die Gäste Durst, und das kurbelte den Umsatz an.

Sie nickte. »Die Lieferscheine liegen auf deinem Schreibtisch.«

Er nahm noch einen großen Schluck Wasser und machte dann seine allabendliche Runde durch das *Privat*. Er kannte fast jeden Besucher. Natürlich gab es immer wieder neue Gesichter. Aber das hielt sich in Grenzen.

Der Türsteher öffnete erneut und ließ zwei Frauen eintreten.

Beide um die sechzig, beide von beachtlicher Leibesfülle und beide mit gewagt tiefen Dekolletés. Uschi, die Dunkelhaarige, war eine bekannte Sängerin gewesen. Manchmal trat sie noch in billigen Absteigen auf. Aus Liebe zum Beruf, behauptete sie. Dass sie nur mehr ein Drittel ihrer ehemaligen Gage bekam, erwähnte sie nicht. Ihre beste Zeit lag lange hinter ihr. Jedoch hatte Uschi während ihrer guten Zeit viel Geld verdient und gewinnbringend angelegt. Die Blonde hieß Elke. Sie überlebte ihren Ehemann nach seinem plötzlichen Herztod. Mit wem sie verheiratet gewesen war, wusste Mario Kaiser nicht. Es interessierte ihn auch nicht. Sie ließ einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens im *Privat*, das allein zählte. Jedenfalls handelte es sich bei den beiden um alte Bekannte, die seit Jahren regelmäßig kamen und genug Geld hatten, den Champagner flaschenweise zu ordern. Was sie zumeist im Beisein jüngerer Männer taten,

die sie auch diesmal im Schlepptau hatten. Wenn die Männer abgefüllt waren, landeten sie in den Betten der beiden Damen. Und soweit Mario Kaiser wusste, zeigten die sich ihren Liebhabern gegenüber äußerst großzügig. Es sollte sogar schon mal ein schnittiger Wagen dabei rausgesprungen sein.

»Mario!«, riefen sie erfreut wie aus einem Munde.

Mario stellte sein Glas auf der Bar ab. Man küsste sich auf die Wange und fasste sich um die Taille, soweit das möglich war. Mario bugsierte die beiden Frauen samt Begleitern in den abgedunkelten hinteren Teil der Bar und drückte der blonden Elke unauffällig den vorbebestellten Briefumschlag in die Hand. Für den Fall, dass der Alkohol die Jungs nicht genug anheizte. Das richtige Maß war hier die Kunst. Zu viel Alkohol machte sie besoffen, dann waren sie später zu nichts mehr zu gebrauchen. Zu wenig ließ sie eventuell vorzeitig flüchten. Anna brachte die erste Flasche und fünf Gläser. Es war Usus, dass Mario mit ihnen anstieß, auch wenn er den Champagner danach in den Ausguss schüttete. Anna schenkte ein, und sie stießen an. In ihr Zuprosten mischte sich das Läuten des Telefons. Aus den Augenwinkeln sah Mario, dass Jenny abhob.

»Mario!«, rief sie gleich darauf.

Er sah sie mit dem Hörer in der Hand winken. Mit einer Geste des Bedauerns verabschiedete er sich von der Gruppe. Während er hinter die Bar trat, stellte er das Glas Champagner vor einer übertrieben geschminkten jüngeren Frau ab und gab ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, dass er ihr das Getränk spendierte. Sie lächelte, griff danach, prostete ihm zu und nippte.

Jenny hielt die Sprechmuschel zu. »Sie ist's.«

Er nickte und nahm den Hörer entgegen.

»Kaiser.«

Einen Moment lang herrschte Stille in der Leitung.

»Wer ist da?«, fragte er. Die Musik war zu laut. Er hielt sich mit der freien Hand das zweite Ohr zu, um besser hören zu können.

Ein Räuspern.

»Hallo?«

Jenny sah ihn belustigt an. Er kam sich lächerlich vor. Als er gerade schon auflegen wollte, hörte er plötzlich eine Melodie. Sehr leise. Er presste die Hand fester an sein Ohr. Ein uralter Song aus den Sechzigerjahren. *Unchained Melody* von den Righteous Brothers. Er verband jedoch keine Erinnerungen mit dem Lied.

Die Musik verstummte, und er hörte wieder ein Räuspern.

»Herzlichen Glückwunsch. Du bist noch am Leben. Aber nicht mehr lange, verlass dich darauf. Du bist der Nächste.«

Die Stimme klang hart.

Es knackte in der Leitung. Die Anruferin hatte aufgelegt.

Mario stand wie angewurzelt da und starrte einige Sekunden lang den Hörer an. Sein Herz raste.

»Ist was passiert?«, riss ihn Jenny aus seinen Gedanken.

»Falsch verbunden«, antwortete er unwirsch.

Jenny grinste. »Hast dir womöglich eine Stalkerin angelacht.«

Er zuckte mit den Achseln. Woher sollte er das wissen?

Samstag, 20. Oktober

3

SARAH PAULI

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit. Sarah nahm einen Schatten wahr, dann eine eilige Bewegung. Das schwarze Wesen verschwand unter ihrem Schreibtisch und berührte ihre Waden.

»Wenn du etwas größer wärst und glutrote Augen hättest, würdest du glatt als Dämon durchgehen.«

Sarah lachte, griff unter den Tisch und streichelte dem Mops über den Kopf.

Conny Soe folgte in turmhohen Stöckelschuhen, engen Jeans und weißer Bluse. Die Gesellschaftsreporterin blieb direkt vor Sarahs Schreibtisch stehen.

»Kann ich Sissi bei dir lassen?«

Ihre kupferrote Lockenmähne war ordentlich hochgesteckt. Die Frisur ließ sie seriös aussehen. Ihr Make-up war dezenter als üblich. Bis auf die High Heels schien es, als habe sich die Society-Löwin neu erfunden und von der schrägen Mode-Ikone zur vertrauenswürdigen Berichterstattein gemauert. Sie hielt einen Hundekorb in ihren Händen.

»Ich muss zu einem Interview mit einem Produzenten.«

Sie rollte mit den Augen und stellte den Korb auf den Boden.

»Der Kerl hat Angst vor Hunden.«

Sarah blickte auf den kleinen schwarzen Mops unter ihrem Schreibtisch. »Angst? Vor Sissi?«

»Ist mir auch unverständlich.«

Die Society-Löwin schüttelte den Kopf.

»Normalerweise würde ich Sissi in meinem Büro lassen, aber wie ich den Kerl kenne, dauert der Termin wieder ewig.«

»Wen interviewst du denn?«

Conny schob den Korb mit der Spitze ihres linken Schuhs unter Sarahs Tisch. Der Hund nahm augenblicklich darin Platz.

»Kennst du nicht. Eigentlich sind es zwei. Ein österreichischer Produzent und ein deutscher Regisseur. Der Deutsche will Teile seines nächsten Films in Wien drehen.« Sie grinste. »Und das muss jetzt werbewirksam unter die Leute gebracht werden.«

Sarah wartete auf die Fortsetzung. Normalerweise folgte nach einer solchen Einleitung die ausführliche Erklärung über das Schaffen und die Wichtigkeit der Interviewpartner.

»Und an welcher Voodoo-Story arbeitest du gerade?«, fragte Conny mit gespielter Interesse. Sie hatte es inzwischen aufgegeben, Sarah in die Welt der Stars und Sternchen einzuführen.

»Herbst.«

»Herbst?«, wiederholte Conny verständnislos.

»Im Herbst beginnt die Geisterzeit und damit die wilde Jagd auf Dämonen.« Sarah strich eine Haarsträhne nach hinten. »Außerdem stehen Allerheiligen und Allerseelen auf dem Programm, das bietet jede Menge Stoff zum Thema.«

In Gedanken notierte sie, mit Chris über den bevorstehenden Besuch am Grab ihrer Eltern zu reden. Sie wollte noch vor Allerheiligen ein Gesteck hinbringen.

»Du solltest ein Museum eröffnen mit dem Sammelurium, das dir die Leute so schicken.« Conny zeigte auf Sarahs Regal, in dem sich Bücher, Zeitschriften zum Thema und verschiedenste esoterische Objekte angehäuft hatten. Sie schüttelte beim Hinausgehen amüsiert den Kopf. »Und damit füllen wir unsere Seiten.« Im Türrahmen drehte sie sich noch einmal um. »Da fällt mir ein, hast du nicht bald Geburtstag?«

»Am siebten November.«

»Den Dreißigsten. Stimmt's?«

Sarah nickte.

»Du machst hoffentlich eine wilde Party.«

Conny verschwand, ohne eine Antwort abzuwarten.

Sarah seufzte. Sie wusste nicht, ob ihr nach einer wilden Party war.

Sissi rollte sich in ihrem Hundekorb zu einem winzigen Knäuel zusammen. Sarah bückte sich und streichelte dem Hund einige Male über den Kopf. Dann klickte sie sich durch das Fotomaterial, das Simon ihr geschickt hatte.

Der Fotograf musste zu jeder Tages- und Nachtzeit durch halb Wien gefahren sein. Oder hatte er die Bilder alle im Archiv? Jedenfalls hatte er Fotos mit und ohne Nebel, Morgen- und Abendstimmungen, Großstadtaufnahmen, auffällige Gebäude und Landschaften geliefert. Sarah entschied sich, als Aufhänger ein Foto der Lobau zu nehmen. Simon musste sie vom Josefsteig aus aufgenommen haben. Im Vordergrund war deutlich die Holzbrücke zu erkennen, die Dechantlacke und die Baumreihe im Hintergrund konnte man allerdings durch den dichten Nebel nur erahnen. Sie starrte gebannt auf den Bildschirm. Ihre Finger flogen über die Tasten. Bis Mitte, wenn nicht sogar Ende November konnte sie

das Thema Herbst locker ausreizen. Danach wollte sie sich den Raunächten mit all dem damit verbundenen Brauchtum widmen. Somit war ihre Kolumne bis Mitte Jänner thematisch besetzt.

Ihr Telefon läutete. Geistesabwesend hob sie ab.

»Pauli.«

Eine Kollegin meldete sich. »Ich hab' hier eine Frau am Apparat, die will unbedingt dich sprechen. Klingt leicht hysterisch, wenn du mich fragst.«

»Und wie heißt sie?«

»Irgendwas mit Zimmer, hab' nicht genau hingehört. Die redet so schnell, dass'd kaum verstehst, was's sagt.«

»Wie ist sie an dich geraten?«

»Kennst doch den Eiserschmäh ... Du wählst einfach irgendeine Zahl nach der offiziellen Nummer, wenn du Glück hast, ist es eine Durchwahl, und irgendwer hebt ab. Und so is' jetzt bei mir gelandet ... heut' ist Samstag und die Zentrale nicht besetzt.«

»Hat sie gesagt, was sie will?«, fragte Sarah, während sie gleichzeitig versuchte, sich auf den soeben verfassten Text zu konzentrieren.

»Nein, hat's nicht«, kam es gereizt aus der Leitung. »Was ist jetzt? Nimmst' sie oder nicht? Ich hab' nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Okay, ja, stell durch.«

Ihre Kollegin legte auf.

»Pauli«, wiederholte Sarah.

»Sind Sie die, die diese Kolumne über Aberglauben schreibt?«

Die Stimme der Frau klang gehetzt.

»Ja, die bin ich«, bestätigte Sarah.

»Gott sei Dank! Endlich hab' ich Sie am Apparat.«

»Mit wem spreche ich?«

»Mathilde Zimmermann«, antwortete sie so, als müsste Sarah ihren Namen schon einmal gehört haben.

»Und was kann ich für Sie tun?«, fragte Sarah und fügte das ausgewählte Bild in die Maske neben ihrem Artikel ein.

»Es geht um die schwarze Frau.«

Sarah ließ die Maus los und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

»Worum geht's?«

»Sie wissen, wer die schwarze Frau ist und was das bedeutet?«, kam es misstrauisch aus der Leitung.

»Das kommt ganz darauf an, in welchem Zusammenhang«, erwiderte Sarah vorsichtig. »Wenn Sie auf den Aberglauben anspielen, kündigt diese Frau einen Todesfall an. Aber das ist ...«

»Ich habe sie gesehen«, unterbrach sie die Anruferin. »Sie geht um. Die Todesbotin ... sie geht in Wien um. Diesmal im Blutgassenviertel. Glauben S' mir!«

Nein, bitte nicht, schoss es Sarah durch den Kopf, bitte jetzt keine Wahnsinnige mit übersinnlichen Wahrnehmungen. Genervt fuhr sich Sarah mit der Hand durchs Haar. Sollte sie einfach auflegen?

»Und was soll ich jetzt machen?«

Sie notierte sich Datum und Uhrzeit des Anrufs.

»Sie sollen darüber schreiben. Kommt ja nicht jeden Tag vor, dass die schwarze Frau umgeht.«

Eindeutig eine Wahnsinnige, diagnostizierte Sarah.

»Aha. Und warum soll ich das tun?«

»Ich hab's Ihnen doch schon erklärt. Weil ich sie gesehen hab'. Nicht ein Mal, wenn S' meinen. Zwei Mal hab' ich sie schon gesehen. Zwei Mal!«

Schwachsinn, hätte Sarah am liebsten gesagt, wir leben im 21. Jahrhundert, es gibt keine schwarz gekleideten Frauen, die den Tod vorhersagen.

»Das erste Mal ist noch gar nicht so lange her ... auf dem Parkplatz oben am Cobenzl. Dort hab' ich sie zum ersten Mal gesehen. Ich bin mit meiner Hündin spazieren gegangen. Normalerweise gehe ich mit ihr zum Donaukanal, aber manchmal am Wochenende fahre ich zum Cobenzl. Da oben ist es ja sehr schön«, fuhr die Anruferin hemmungslos fort.

»Und was hat sie gemacht?«

Warum fragte sie das eigentlich alles? Leg einfach auf, ermahnte sich Sarah stumm. Um das Gespräch tatsächlich unhöflich abubrechen, war sie jedoch zu höflich.

»Sie ist einfach nur auf der Mauer gesessen, hat aber nicht auf Wien runtergeschaut, sondern auf einen bestimmten Fleck am Parkplatz. Kennen S' den überhaupt, den großen Parkplatz am Cobenzl?«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Aber da war nichts. Verstehen S'? Zuerst hab' ich mir gedacht, die denkt einfach nur nach, aber sie ist dann aufgestanden und hat etwas auf den Boden gelegt.«

»Etwas auf den Boden gelegt? Was?«

»Ein Heiligenbild. Ich hab' mich schon ein bisschen gewundert, aber auch, weil ich damals nicht begriffen hab', wer mir da erschienen ist.«

Erschienen!, wiederholte Sarah in Gedanken, ein Geisterwesen in Wien, das gäbe eine Schlagzeile.

»Wann haben Sie die Frau denn am Cobenzl gesehen?«

»In der Walpurgisnacht. Aber wer rechnet ausgerechnet dann mit der schwarzen Frau?«

Stimmt, dachte Sarah, da rechnet man eher mit Hexen auf dem Besen.

»Aber als ich sie jetzt noch einmal gesehen hab', da ist es mir sozusagen wie Schuppen von den Augen gefallen, habe ich's begriffen.«

»Und es war dieselbe ... ähm, Gestalt?«

»Da bin ich mir absolut sicher. Auch weil sie dieselbe Kleidung trug, so einen langen schwarzen Mantel mit Kapuze.«

Eine Gestalt im langen schwarzen Mantel mit Kapuze. Sarah verplemperte hier ihren Samstagvormittag.

»Gestern Nacht ist sie aus einem Haus gekommen ... es war in der Blutgasse. Wissen Sie, wo die Blutgasse ist?«

»Ja, das weiß ich.«

Wahrscheinlich wohnte die Frau dort. Sie verkniff sich eine Bemerkung, doch Mathilde Zimmermann antwortete, als habe Sarah ihren Gedanken laut ausgesprochen.

»Und falls Sie annehmen sollten, die wohnt dort, irren Sie sich. Das Haus steht seit längerer Zeit leer. Im Moment wird's grad renoviert. Ich weiß das, weil ich dort öfter vorbeikomme. Ich wohn' nämlich in der Singerstraße. Kennen S' die Singerstraße?«

Was war das hier? Ein Quiz? Wie gut kennst du Wien?

»Ja, ich kenne auch die Singerstraße.«

Und ob Sarah sie kannte! Sie würde sie vermutlich für immer mit Karlheinz Kobans Selbstmord in Verbindung bringen. Das war erst wenige Monate her.

»Früher hab' ich öfter eine alte Frau im Hof gesehen, wenn die Tür offen stand. Aber die wohnt auch nicht mehr dort.«